

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 62 (1958-1959)

Heft: 5

Artikel: Auch zum wünschen braucht es Talent

Autor: Baerlocher, Adèle

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665281>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

fressen kann, füllt er ein, er weiss nicht warum. Dort drüben im Halbdunkel stöhnt die Frau. Da macht er, dass er hinauskommt. Torim hat derweil ein Feuer angefacht. Das ist gut, denn die Nacht wird kalt. Und der Wirt dieser Herberge hat keinen Ort, wo er sich hinlegen könnte.

«Es tut mir leid, Herr», sagt Torim unglücklich. Ussiehl winkt ab. «Schon gut, Torim. Es ist keine Nacht zum Schlafen. Ich bleibe hier.» Er breitet seinen Umhang aus und setzt sich neben das Feuer. Sie schweigen und warten.

«Wie die Sterne unruhig sind», wundert sich Torim, doch Ussiehl hört ihn nicht. Eine Stimme, eine leise und doch so eindringliche Stimme flüstert an seinem Ohr: «Tu mir auf, tu dein Herz ganz auf, du Mensch Ussiehl.»

Weihnachten sei ein Freudenfest und müsse sich auch in den Geschenken vom grauen Alltag unterscheiden.

Tüchtige Hausfrauen werden mir entgegenhalten, es sei eben denkbar praktisch und angenehm, anstatt selbst in die Tasche oder in die Haushaltstasse zu greifen, mangelnde Handbesen, Kehrichtschaufeln und Putzlappen auf den weihnachtlichen Wunschzettel zu setzen, in der stillen Hoffnung vielleicht auch, sie dann in besserer Qualität und luxuriöserer Ausführung, als man sie sich selbst leisten würde, zu erhalten. Das hat gewiss seine Berechtigung; langweilig und unfestlich bleibt es trotz alledem!

Mutter hasste auch sogenannte «Armenbescherungen», an denen sich triste graue Pullover, braune dicke Socken und gestrickte Schals Rendezvous gaben. Ihre kindlichen Schützlinge bekamen lustige schottische Wollkleidchen, rote Handschuhe, und immer lag noch eine Schachtel Sckokolade und ein Spielzeug bei. Aber wie gesagt: nicht immer liegt es am Geber, sondern sehr oft am Wünschenden, der keine Phantasie beweist und den Spender dadurch enttäuscht.

Kinder quellen über von Wünschen aller Art! Sie haben absolut keinen Sinn für Preis oder Nützlichkeit eines Gegenstandes. Man sollte sie daher nicht daran hindern, auf ihre Wunschlisten Goldfische, Sanduhren, Puderzucker oder hundert Meter grüne Schnur zu setzen. Dass Wünsche keine Befehle, sondern eben Wünsche sind, sollten sie nachgerade wissen. Das Aufschreiben der heiss ersehnten Dinge an sich macht ihnen aber schon grossen Spass — und wenn der Götti Humor hat, so wird er schmunzelnd zu seinem «guten Buch» ein dickes Schnurknäuel oder eine Tüte Zucker legen, und wahrscheinlich damit viel mehr Freude bereiten als mit dem teureren Geschenk.

Eine wahre Katastrophe sind die Wünschenden, die auch auf die dringendsten Fragen mit einem stereotypen «Es ist mir gleich!» reagieren. Kein Mensch auf dieser Erde kann mir weismachen, dass es tatsächlich völlig Wunschlose gibt; sie sind meistens einfach zu träge — ich möchte es sogar «herzensträge» nennen — oder sie wollen sich den falschen Anschein von Bescheidenheit geben, was sie nicht sympathischer macht. Warum diese «Wunschlosen» meistens Männer sind, ist schwierig zu erklären!

Ich kannte einen jungen Mann, der Jahr für Jahr vor Weihnachten auf die Frage seiner Schwiegermama, was er wohl gerne hätte, mit «Irgend

Adèle Baerlocher

A U C H Z U M W Ü N S C H E N

B R A U C H T E S T A L E N T

«Wie langweilig! So etwas schenke ich nicht!», pflegte meine Mutter zu rufen, wenn auf den weihnachtlichen Wunschzetteln ihrer Töchter und Schwiegertöchter wieder einmal Küchentücher, Nähnadeletuis und Wäscheklammern prangten.

Mit eiserner Konsequenz überging sie diese prosaischen Objekte und hielt sich ebenso freigiebig wie freudig an amüsantere Dinge, die sie gerne einkaufte: bunte Gläser, bemalte Tablette, phantasievolle Ohrcips oder seidene Strümpfe. Auch Bücher waren ihr genehm, Grammophonplatten und Theaterbillette.

Noch heute habe ich volles Verständnis für diese müütterliche Einstellung, die einem gesunden Empfinden entsprang und der festen Ueberzeugung,

etwas, es ist mir gleich!» antwortete. Das wäre nur dann verziehlich gewesen, hätte ihn dann auch das erhaltene Geschenk befriedigt. Es verging aber kein Fest, ohne dass er sich nachträglich bei seiner Frau bitter beschwerte: «Ernst hat von Mutter einen ganz prächtigen Werkzeugkasten bekommen — und ich nur die zwei langweiligen Bücher!» oder «Mir wäre die Ledermappe von Peter viel lieber gewesen als die Landkartensammlung!», worauf ihm seine Gattin ebenso regelmässig, wenn auch seufzend zur Antwort gab: «Das hättest du vorher sagen sollen, anstatt dich damit wichtig zu machen, es sei dir gleich, was du bekommst!» Immerhin sind diese Art von Wünschenden in der Minderheit.

Frauen sind im allgemeinen gute Wünscherinnen, wenn sie nicht auf prosaischen Wegen handeln. Sie picken im Fluge etwas in einem Schaufenster auf, das ihnen verlockend in die Augen sticht, und merken es sich für das Fest. Auch die verwöhnteste Frau hat immer noch ein Wünschlein übrig, irgendein Ding, das sie sich lieber schenken lässt, als es selbst zu kaufen.

Sicher ist, dass bunte Wünsche den Geber inspirieren, wobei ich betonen möchte, dass «nützliche» Geschenke durchaus nicht immer verpönt sind, wenn sie der Phantasie einen kleinen Spielraum lassen. Anstatt monotoner Plastik-Matten für den Frühstückstisch wünsche man sich lustige farbige Sets, anstatt dem ordentlichen Wandschoner einen gestickten dekorativen Wandbehang; sogar der früher ausgesprochen langweilige Regenschirm ist ja heute zu einem roten, gelben oder himmelblauen Dächlein geworden, das den grauen Tag verzauen kann.

Auf den «Gabendodeln», die junge Paare für ihren Haushalt aufstellen, pflegt man oft den Laden, das Dekor und womöglich auch den Preis des gewünschten Gegenstandes aufzuschreiben. Das ist an und für sich begreiflich, damit die Bestecke oder die Tassen, die immerhin ein gutes Lebensteil aushalten sollten, auch dem eigenen Geschmack entsprechen. Bei Weihnachtslisten jedoch sollte man auf allzu genaue Angaben verzichten, und dem Geber die Freude lassen, nach eigenem Gutdünken auszusuchen.

Wer sich also dieses Jahr hinsetzt und einen Abend lang an der Feder kaut, um die Weihnachtswunschliste aufzustellen, der denke daran, dass er der Freude des Schenkens auf seine Art Rechnung tragen soll. Der Geber wird ihm dafür dankbar sein!

R. Saillens

V A T E R M A R T I N

Vorwort. Diese Erzählung hat eine merkwürdige kleine Geschichte. Ohne Wissen und ohne den Namen ihres französischen Verfassers wurde sie ins Englische übersetzt und kam in Russland auch Graf Tolstoi unter die Augen. Sie gefiel ihm so sehr, dass er sie mit einigen Veränderungen und Zusätzen, dem dortigen Volksleben angepasst, ins Russische übertrug und ebenfalls ohne seinen Namen mit eigenen Erzählungen veröffentlichen liess.

Durch ein Versehen des Verlegers wurde die Erzählung später unter anderem Titel in Tolstois Gesamtwerk aufgenommen und galt auf diese Weise als von ihm geschrieben.

In einem Brief, der dem Band allegorischer Erzählungen von R. Saillens, dem wirklichen Verfasser, vorangesetzt ist, bezeichnete Tolstoi «Vater Martin» als eine wunderbare Geschichte, die zu seinem grossen Bedauern nun ihm zugeschrieben werde.

Der Uebersetzer

Wer sollte ihn nicht kennen, den alten Schuhmacher Martin, der im ältesten Stadtteil von Marseille am Markt wohnt und dort in seiner kleinen Bude alles vereint: Werkstatt, Küche, Wohn- und Schlafstube. So haust er, weder reich, noch arm und sohlt die Schuhe für das ganze Viertel. Wenn ihr ihn nicht kennt, nun, die Schuljugend, die täglich wie ein Bienenschwarm an seinem Häuschen vorbeischwirrt, die gehört zu seinen nächsten Bekannten. Für sie alle flickt er ja und weiss genau, wo der Schuh sie drückt.

Man erzählt sich, der Alte sei fromm geworden, und seitdem hat sich bei ihm manches geändert: er besucht am Sonntag den Gottesdienst, dafür vermissen ihn seine Kameraden abends im Wirtshaus. Er tut seine Arbeit wie ehedem, aber er schaut einem freundlicher und zufriedener ins Gesicht als früher. Oft sieht man ihn, seine Hornbrille auf der Nase, am Tisch sitzen und aufmerksam lesen.

Vater Martin hat allerlei Unglück hinter sich. Vor mehr als zwanzig Jahren hat er seine Frau verloren, und sein Sohn, der als Matrose aufs